

Der Ring des Generals [Fortsetzung]

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Film und Radio mit Fernsehen**

Band (Jahr): **5 (1952-1953)**

Heft 21

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER RING DES GENERALS

Erzählung von Selma Lagerlöf

Copyright by Nymphenburger Verlagshandlung und Verlag der Arche, Zürich

14

«Sie ist ihm vielleicht vom Kopfe gefallen, als er niederstürzte», sagte Marit. «Möglich, daß einer unserer Knechte sie im Walde gefunden und hergebracht hat. — Aber wenn so traurige Erinnerungen damit verknüpft sind, willst du mir vielleicht das Muster nicht abstricken?»

«Wenn du sie mir leihst, kannst du das Muster bis morgen haben», sagte die Stallmagd.

Sie nahm die Mütze und kehrte in den Stall zurück, aber Marit hörte, daß sie Tränen in der Stimme hatte.

«Nein, du darfst es nicht tun, wenn es dir schmerzlich ist», sagte sie.

«Nichts ist mir schmerzlich, wenn ich es für dich tun kann, Marit.»

Es war nämlich Marit, die an Martha Bardstochter gedacht hatte, als sie nach dem Tode des Vaters und Bruders allein oben im Walde saß, und sie hatte ihr angeboten, Stallmagd im Olsbyhof zu werden. Martha wurde nicht müde, ihr ihre Dankbarkeit dafür zu bezeigen, daß sie sie wieder hinunter unter die Menschen gebracht hatte.

Marit ging wieder zur Vortreppe des Speichers, nahm die Stricke zur Hand, hatte aber nicht die Ruhe, zu arbeiten, sondern lehnte den Kopf an das Geländer wie zuvor und suchte sich in das hinein-zudenken, was ihr jetzt zu tun oblag.

Wenn jemand im Olsbyhof gewußt hätte, wie jene Frauen auszusehen pflegten, die das Leben hinter sich gelassen haben, um in einem Kloster zu wohnen, dann hätte er gesagt, daß Marit einer solchen glich. Das Antlitz war gelblich-weiß und ganz faltenlos. Für einen Fremden wäre es nahezu unmöglich gewesen, zu sagen, ob sie jung oder alt war. Es lag etwas Friedevolles und Stilles über ihr, wie über jemandem, der aufgehört hat, etwas für sein eigen Teil zu wünschen. Man sah sie nie sehr froh, aber auch nie tief betrübt.

Nach dem schweren Schlage hatte Marit ganz klar gefühlt, daß das Leben für sie zu Ende war. Sie hatte den Hof nach ihrem Vater geerbt, aber sie wußte ja, wenn sie ihn behalten wollte, mußte sie heiraten, damit der Hof einen Herrn hatte. Um dies zu vermeiden, hatte sie das ganze Anwesen einem ihrer Geschwisterkinder überlassen, ohne andere Bezahlung, als daß sie ihre Wohnung und ihren Unterhalt im Hofe hatte, solange sie lebte.

Sie war damit zufrieden und hatte es nie bereut. Da war keine Gefahr, daß ihr aus Mangel an Arbeit die Zeit zu lang werden könnte. Die Leute hatten großes Vertrauen zu ihrer Klugheit und Güte, und sowie eines krank war, pflegte man sie holen zu lassen. Die Kinder schlossen sich auch sehr an sie an. Meist hatte sie den ganzen Speicher voll von dem kleinen Völkchen. Sie wußten, daß sie immer Zeit hatte, ihnen bei ihren kleinen Sorgen beizustehen.

Wie nun Marit so dasaß und nachdachte, was sie weiter mit dem Ring beginnen sollte, stieg ein heißer Zorn in ihr auf. Sie dachte, wie leicht er hätte gefunden werden können. Warum hatte der General nicht dafür gesorgt, daß er entdeckt wurde? Er hatte doch die ganze Zeit über gewußt, wo er sich befand, das konnte sie jetzt verstehen. Aber warum hatte er es nicht so eingerichtet, daß Ingilberts Mütze untersucht wurde? Anstatt dessen ließ er drei Unschuldige um des Ringes willen den Tod erleiden. Dazu hatte er die Macht gehabt, nicht aber dazu, den Ring ans Tageslicht kommen zu lassen.

Marit hatte im ersten Augenblick daran gedacht, mit ihrer Geschichte zum Probst zu gehen und ihm den Ring zu übergeben; aber nein, sie wollte nicht.

Es war so, daß Marit, wo immer sie sich zeigte, in der Kirche und bei Gastmählern, mit großer Zuvorkommenheit behandelt wurde. Unter der Geringschätzung, die auf der Tochter eines Missetäters zu ruhen pflegte, hatte sie nie zu leiden gehabt. Die Leute hatten die feste Ueberzeugung, daß da ein Unrecht begangen worden war, und sie wollten es gut machen. Auch die Herrschaften pflegten auf Marit zuzugehen, wenn sie sie auf dem Kirchenhügel sahen, und ein paar Worte mit ihr zu wechseln. Selbst die Familie auf Hedeby — ja, nicht der Rittmeister selbst, aber seine Frau und Schwiegertochter — hatten etliche Versuche gemacht, sich Marit zu nähern. Aber ihnen gegenüber hatte sie sich immer abweisend verhalten. Seit dem Gerichtsverfahren hatte sie zu keinem aus diesem Hause ein Wort gesprochen.

Sollte sie jetzt vortreten und eingestehen, daß die Hedebyer in gewisser Weise recht gehabt hatten? Es hatte sich gezeigt, daß der Ring im Besitz der Olsbymänner gewesen war. Vielleicht würde man sogar kommen und sagen, sie hätten gewußt, wo er sich befand,

und sie hätten das Gefängnis und die Verhöre nur in der Hoffnung, freigesprochen zu werden und ihn dann verkaufen zu können, über sich ergehen lassen.

Auf alle Fälle sagte sich Marit, daß es als eine Ehrenrettung für den Rittmeister und auch für seinen Vater angesehen werden würde, wenn sie den Ring brachte und erzählte, wo sie ihn gefunden hatte. Aber Marit wollte nichts tun, was für die Löwenskölds gut und vorteilhaft war.

Rittmeister Löwensköld war nun ein Mann von achtzig Jahren, reich und mächtig, geachtet und angesehen. Der König hatte ihn zum Baron gemacht, und kein Unglück hatte ihn je getroffen. Er hatte vortreffliche Söhne, und auch sie waren wohlbestallt und gut verheiratet.

Dieser Mann hatte Marit alles genommen, alles, alles. Sie saß da einsam, ohne Hab und Gut, ohne Mann, ohne Kinder, durch sein Verschulden. Sie hatte viele Jahre darauf gewartet, daß eine Strafe ihn ereilen würde. Aber nichts war eingetroffen.

Marit fuhr aus ihren tiefen Gedanken empor. Sie hatte gehört, wie kleine Kinderfüße rasch über den Hof gelaufen kamen, und da wußte sie schon, daß das ihr galt.

Es waren zwei Jungen von zehn, elf Jahren. Der eine war der Sohn des Hauses, Nils, den anderen kannte sie nicht. Sie waren wirklich gekommen, sie um einen Gefallen zu bitten.

«Marit», sagte Nils, «das ist Adrian aus Hedeby. Wir haben drüben auf dem Weg miteinander Reifen gespielt, aber dann haben wir uns gestritten, und ich habe Adrian die Mütze zerrissen.»

Marit saß da und sah Adrian an. Ein schöner Knabe mit etwas Sanftem und Freundlichem im Wesen. Sie griff sich ans Herz. Sie fühlte immer Schmerz und Beklommenheit, wenn sie einen Löwensköld sah.

«Wir sind jetzt wieder gut», sagte Nils. «Und da wollt' ich dich fragen, ob du Adrian die Mütze ausbessern willst, bevor er nach Hause geht.»

«Ja», sagte Marit, «ja, das will ich.»

Sie nahm die zerrissene Mütze und stand auf, um in den Speicher zu gehen.

«Das muß ein Wink des Himmels sein», murmelte sie.

«Spielt jetzt ein bißchen hier draußen auf dem Hof», sagte sie zu den Buben, «es wird gleich geschehen sein.»

Sie schloß die Tür des Speichers hinter sich und saß allein dort drinnen, während sie die Löcher in Adrian Löwenskölds Zipfel-mütze ausbesserte.

*

Wieder vergingen einige Jahre, ohne daß man etwas von dem Ring hörte. Aber da geschah es, daß Jungfer Malvina Spaak im Jahre 1778 als Hausmamsell nach Hedeby kam. Sie war eine arme Pastorstochter aus Sörmland, hatte noch nie den Fuß nach Värmland gesetzt und hatte keine Ahnung von den Verhältnissen des Hauses in dem sie dienen sollte.

Noch am selben Tage, an dem sie gekommen war, wurde sie jedoch zur Baronin Löwensköld hineingerufen, um eine recht sonderbare, vertrauliche Mitteilung entgegenzunehmen.

«Ich halte es für das Richtige», sagte die Schloßfrau, «der Jungfer gleich zu sagen; es läßt sich nicht leugnen, daß es hier in Hedeby und in den Gängen, ja, manchmal sogar drinnen in den Zimmern einem großen, grobschlächtigen Manne begegnet, der hohe Stulpenstiefel und einen blauen Uniformmantel trägt, ungefähr wie ein alter ‚Karoliner‘. Er steht ganz plötzlich vor einem, wenn man eine Tür öffnet, oder zu einem Treppenabsatz kommt, und bevor man sich noch recht wundern kann, wer er sein mag, ist er schon verschwunden. Er tut einem nichts zuleide, ja, wir glauben eher, daß er uns wohl will, und ich bitte die Jungfer, keine Angst zu haben, wenn sie ihm begegnet.»

Jungfer Spaak war damals einundzwanzig Jahre alt, leicht und flink, ganz unbeschreiblich tüchtig in allen erdenklichen häuslichen Arbeiten und Verrichtungen, rührig und entschlossen, so daß jeder Haushalt, den sie führte, wie ein Uhrwerk ging. Aber sie hatte unermessliche Angst vor Gespenstern, und sie hätte niemals den Platz in Hedeby angenommen, wenn sie dies im vorhinein gewußt hätte. Aber nun war sie einmal da, und ein armes Mädchen muß sich hüten, sich eine guten Posten zu verschmerzen. Darum knixte sie vor der Baronin, dankte für die Warnung und versicherte, sie würde sich schon nicht ins Bockshorn jagen lassen.

«Ja, wir begreifen gar nicht, warum er hier umgeht», fuhr die Baronin fort. «Meine Töchter meinen, daß er dem Großvater meines Mannes ähnlich sieht, dem General Löwensköld, den die Jungfer dort drüben auf dem Bilde sieht, und sie pflegen ihn den *General* zu nennen. Aber die Jungfer versteht doch, niemand will damit sagen, daß es der General selbst ist — er soll ein ganz ausgezeichnete Mensch gewesen sein — der da umgeht. Tatsache ist, daß wir die ganze Geschichte durchaus nicht verstehen, und wenn die Dienstleute mit irgendwelchen Erklärungen kommen, hoffe ich, daß die Jungfer Verstand genug hat, sie gar nicht erst anzuhören.»

Jungfer Spaak knixte noch einmal und versicherte, daß sie den Dienstleuten nie den geringsten Klatsch über die Herrschaft hingehen ließ, und damit war die Audienz zu Ende. (Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben vom Zentralsekretariat SPFRV: Luzern, Brambergstraße 21, Dr. F. Hochstraßer. — Pfr. W. Künzi, Pfr. R. Sigg.

Administration und Expedition: «Film und Radio», Laupen bei Bern. — Druck: Polygraphische Gesellschaft Laupen (Bern). — Abonnementsbetrag: Jährlich Fr. 8.—, halbjährlich Fr. 4.50, Einzelnummer 40 Rp. Postscheckkonto III 519. «Film und Radio» erscheint vierzehntäglich.